

Ästhetik mit dem Grauen

Exekution für die Mode
— ein Reklamefeldzug

Vier Männer stehen an einer Wand aus rötlichen Ziegelsteinen. Sie stehen breitbeinig, Hände hoch. Doch den drei Maschinengewehren recken sie trotzig ihre Kinnladen entgegen, die allein auszudrücken in der Lage sind, was die schwarzverbundenen Augen nicht mehr können: Willenskraft und Stärke.

Eine blutig rote Sonne befleckt die Gesichter der Männer. Doch noch schlägt ihr Herz in einem wohlverpackten Leib. Maßgeschneiderte Röcke und Beinkleider (100 Prozent Schurwolle), faltenlos trotz mißlicher Verrenkungen, tadellos in der Verarbeitung und Ausweis höherer Kultur, schlagen der Miliz ins Gesicht. Die hockt, dem Erdreich nahe und ebenso grau, in Schießstellung vor dem Trutzbild abendländischer Zivilisation.

Unter der Illustriertenanzeige (aus den Vereinigten Staaten) liest man den Namen des Herstellers hochwertiger modelliger Kleiderware.

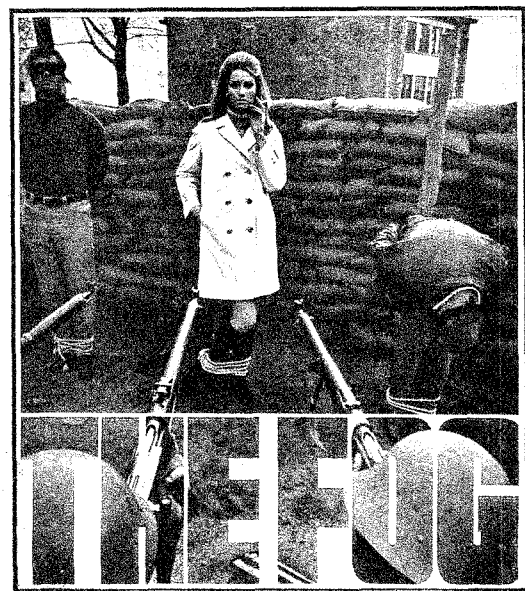
Einen ähnlich dekorativen Kriegsschauplatz hat sich die englische Mantelfirma „The Fog“ als repräsentativen Hintergrund eines Reklamefeldzuges gewählt. Die Opfer sind zwei männliche und eine weibliche Person. Vor einem morgengrauen Horizont ist eine Sandsackbarrikade aufgeschichtet. Drei graue Pfähle sind offenbar eilig in die Erde getrieben, die zu Tötenden daran gefesselt.

Die Handlung ist schon etwas fortgeschritten. Während die Frau noch mit unverbundenen Augen, in Todeserwartung sanft erstarrt, als Henkersmahl eine Zigarette zu sich nimmt, ihr Gefährte zur Linken schon mit seinem markigen Kinn der Kugel die Stirn bietet, hängt rechts von ihr, von einer Salve tödlich getroffen, ein Mann zusammengesunken am Pfahl — ein Bild, nicht ganz unbekannt und gar nicht fern; seine Alltäglichkeit läßt diese Reklamediturgeschichte schlicht zur Brutalität werden. Die Gewehre werden überdies von stahlbehelmten Soldaten gerichtet, deren goldbetreffte breite Schulterstücke es erleichtern, ihre Blockzugehörigkeit auszumachen.

Diese Anzeigen, vorwiegend in amerikanischen Magazinen und Illustrierten veröffentlicht, erklären im Text — neben den Angaben über Stoff und Verarbeitungsqualität —, das Ganze sei ein Spaß, und es sei ja doch auch wirklich sehr lustig. Eine amerikanische Meinungsbefragung über diese Inseratenserie scheint dem Text recht zu geben:

75 Prozent der Befragten fanden Gefallen an der Szenerie; sie würden gern ein Kleidungsstück, das Assoziationen an kriegerische Schauplätze hervorruft, tragen.

75 Prozent haben aber sicherlich — und womöglich im selben Heft, ein paar Seiten vorher oder nachher — „wirkliche“ tote Soldaten gesehen, an Pfählen gefesselte und erschossene



50 Prozent Polyester, 50 Prozent Cotton

Menschen, von den Gefechten vor einigen Tagen.

Möglich, daß den 75 Prozent dieser Krieg nicht mehr gefällt. Aber sie fühlen vielleicht etwas für sich verteidigt, etwas, das allerdings bald nur noch im Unterbewußtsein schlummern wird: die Fabel von der „Verteidigung der westlichen Kultur“. Und das reduziert sich manchmal in ganz ungewöhnlicher Weise auf das, was man am Leibe trägt.

Man mag nur an das beinahe Grauen erregende Unbehagen denken, das östliche, vor allem aber Maos nivellierende Einheitskleidung bei westlich-differenziert empfindenden Bürgern hervorrief. Dieser Angst, von einer gleichartig gekleideten und dadurch schon artfremden Masse heimgesucht zu werden, der Gefahr einer Invasion gar, kann natürlich begegnet werden: mit den Waffen. Auf den Anzeigenszenen — für „die Heimat“ — wird klar, wofür vor den feindlichen Waffen gekämpft wird: Für eine Mischung von 50 Prozent Polyester und 50 Prozent Cotton.

Gisela Stelly



„Kinder erziehen mit Zwang und Drill und Schlägen, das ist eine ziemlich einfache Sache“

Aufnahme: Manfred Ehrlich

Sie trainieren kleine Marionetten

Im deutschen Kindergarten: Zwischen Herdentrieb und Solidarität / Von Ruth Dirx

Über eines sind sich heute alle Sachverständigen einig: daß die frühen Kindheitseindrücke und die Erziehung in diesen Jahren das spätere Leben eines Menschen viel intensiver prägen, als den meisten von uns bewußt ist. Um so mehr wundert es, mit welcher Unbedenklichkeit, ja Fahrlässigkeit die Erziehung dem Zufall überlassen wird — den ungelerten Eltern, den unzureichend ausgebildeten Kindergärtnerinnen. Unlängst beschrieb Valeska von Roques hier autoritäre Tendenzen im Kindergarten, jetzt stellt Ruth Dirx, Verfasserin des in der Fieber-Bücherei erschienenen Buches „Das Kind, das unbekannte Wesen“, die provozierende Frage, ob Kindergärten in ihrer gegenwärtigen Form noch taugen, ein Thema, das bei der jüngsten Debatte über das Kind vorige Woche im Bundestag kaum berührt worden ist.

Wir haben viel zu wenig Kindergärten — so höre ich oft klagen. „Ich habe mein zweites Kind gleich nach der Geburt angemeldet“, sagte mir eine junge Frau, „dann hat es wenigstens Aussicht, mit drei Jahren aufgenommen zu werden.“ Doch diesem Andrang steht eine merkwürdige Erfahrung entgegen, die man von jeder Kindergärtnerin erfahren kann, wenn man sie nach den Gebühren fragt. Sie betragen etwa 25 bis 35 Mark monatlich. „Finden Sie diese Gebühren berechtigt?“ fragte ich eine von ihnen. Ihre Antwort: „Wenn wir kein Schulgeld erhöhen, kämen weniger als die Hälfte der angemeldeten Kinder regelmäßig zum Kindergarten. Was nichts kostet, taugt auch nichts.“ Aber die Schule kostet doch auch nichts, sagte ich, und da meinte sie: „Der Schulbesuch ist ja auch Zwang.“

Also brauchen wir nun mehr Kindergärten?

Um dieses Rätsel zu lösen, habe ich Frauen gefragt, die sich morgens zwischen acht und neun Uhr auf den Weg machen, um ihre Kleinen dieser Institution anzuvertrauen. Nur wenige von ihnen (etwa zehn Prozent) sind berufstätig; einige möchten, daß ihr Kind hier Spielkameraden findet, weil es keine Geschwister hat; die meisten nennen andere Gründe, zum Beispiel: „weil man da so schöne Liedchen lernt“ oder „dann haben sie es leichter, wenn sie zur Schule kommen“. Vielen geht es aber auch nur darum, ungestört kochen, putzen, einkaufen zu können, und sie glauben, die Kinder seien im Kindergarten gut aufgehoben.

Sind sie es? Die meisten Eltern werden diese Frage ohne Zögern bejahen. Selbst wenn sie — oder gerade weil sie — einmal einen Kindergarten von innen gesehen haben. Die meisten Erwachsenen sind entzückt, wenn sie zwanzig, dreißig kleine Kinder sehen, die auf ein Kommando alle gleichzeitig in die Hände klatschen, mit den Füßchen stampfen, mit den Köpfen wackeln und ein Lied dazu singen. Völlig unreflektiert staunen sie darüber, daß man mit Rhythmus und Musik und anderen psychologischen Tricks schon die Kleinsten dazu bringen kann, die erstaunlichsten Dinge nachzumachen. Ich beobachtete, wie sie unter Anleitung der Kindergärtnerin kunstvolle Basteleien anfertigten, Lieder mit ellenlangen Strophen herunterleierten, Häuschen, Männchen, Autos malten.

Und ich sah auch, wie beim gemeinsamen Frühstück ein Junge sein Butterbrot in Revol-

verform zurechtbiß, die Kruste in die Hand nahm und mit „peng, peng“ auf seine Spielkameraden zielte. Sogleich erwachte der gut geschulte Imitationstrieb. Im Handumdrehen knabberten alle aus ihrem Butterbrot einen Revolver. Die ganze Tischgesellschaft krachte „peng, peng“ und zielte mit den Brotkrusten aufeinander.

Der stark ausgeprägte Nachahmungstrieb hat die Erwachsenen immer wieder dazu verleitet, die gelehnten Kleinen wie Affchen regelrecht abzurichten. In den Kleinkinderschulen des 19. Jahrhunderts dirigierte der Taktstock eines „Erziehers“ nicht selten hundert bis zweihundert Kinder. Bei Bettina von Arnim ist zu lesen: „Die Haare standen mir zu Berge, als die Kinder folgende Fragen im Chor und taktmäßig beantworteten: Wie heißt das Buch, in welchem Gott mit uns spricht? — Was ist die Taufe? — Was für Lehranstalten sind in Berlin? — Was für Beamte? — Was für Königreiche sind in Europa?“ Diese Obrigkeit wußte die Kinder in diesen Anstalten ausgezeichnet aufgehoben, da wuchsen die zukünftigen Untertanen heran, die nicht nur widerspruchlos, sondern sogar mit einem gewissen Vergnügen gehorchten.

Diesem militärischen Drill setzte dann Friedrich Fröbel seinen Kindergarten entgegen. Er verbannte nicht nur den unkindlichen Wissensstoff aus seinen Anstalten, er wollte auch die Erziehung von jeglichem Dirigismus befreien. Unermüdlich mahnte und beschwor er die Kindergärtnerinnen, nicht zu belehren, nichts vorzumachen, sondern das Kind frei und selbsttätig mit den „Spielgaben“, die er entwickelt hatte, umgehen zu lassen.

Fröbel wußte, daß der freie, selbstverantwortliche Bürger bereits in der Kinderstube seine ersten Gehversuche unternimmt. Er wußte auch schon, was bis heute noch kaum erkannt wird: daß die Persönlichkeitsbildung ernstlich bedroht ist, wenn man das Kind zu früh und zu regelmäßig in größere Gruppen einordnet.

Das Kleinkind wehrt sich natürlicherweise gegen den regelmäßigen Besuch des Kindergartens. Darum plädierte die anfangs erwähnte Kindergärtnerin für ein nicht zu niedriges Schulgeld; sie meint: „Wenn die Mütter ihre Kinder hier anmelden, dann sollen sie sie auch regelmäßig schicken.“ Kaum jemand erinnert sich heute noch der Tatsache, daß Friedrich Fröbel durchaus nicht alle Drei- bis Sechsjährigen in den Kindergarten stecken wollte. Seine Kindergärten waren in erster Linie als Musteranstalten gedacht, in denen die Mütter das Erziehen lernen sollten. In der kleinen Gemeinschaft der Familie hat das Kind größere Chancen, eine eigenständige Persönlichkeit zu werden als in der Gruppe, wo es sich allzu geschwind anpaßt.

„Aber es muß sich doch anpassen“, hielt mir eine Kindergärtnerin entgegen, „wie soll es sich sonst in der Schule zurechtfinden?“ In unserer noch ziemlich jungen Demokratie vergißt man allzu leicht, daß es zwei Arten der „Anpassung“ gibt. Wo die Persönlichkeitsbildung durch zu frühes Einfügen in die Gruppe versäumt wird, entartet die Anpassung zum Herdentrieb, zu blindem Mitläufertum. Nur wenn es gelingt, die selbstverantwortliche Persönlichkeit zu bilden, das selbständig arbeitende Gewissen zu

wecken, entsteht die positive Form der Anpassung, die wir Gemeinsinn oder Solidarität nennen.

Die meisten Kindergärten stehen einer solchen Persönlichkeitsbildung im Wege, weil den Kindergärtnerinnen die entsprechenden psychologischen und sozialpädagogischen Kenntnisse fehlen. Sie trainieren brave, kleine Marionetten, die sich unserem immer noch autoritären Schulsystem möglichst reibungslos anpassen sollen. „Ich mache das alles mit Musik“, erklärte mir eine Kindergärtnerin. Dabei klatschte sie singend kräftig in die Hände, und die Kinder folgten ihr wie dem Rattenfänger von Hameln. „Aber ich schreie auch vor Strafen nicht zurück“, ergänzte sie selbstsicher.

Kinder erziehen mit Zwang und Drill und Schlägen, das ist eine ziemlich einfache Sache; aber Kinder erziehen ohne Zwang, ohne Drill und ohne Schläge, Kinder erziehen, die keine sklavisch gehorchenden Untertanen oder Mitläufer, sondern selbständige Menschen werden sollen, das ist keine einfache Sache, das muß man erst lernen. Wenn ich darüber nachdenke, wieviel wir auf diesem Gebiet noch lernen müssen, würde ich mich nicht scheuen, die „Schulpflicht“ für alle Eltern einzuführen, die das erste Kind bekommen. Auto fahren „muß“ man ja auch lernen, obwohl das längst nicht so schwierig ist wie Kinder erziehen.

Manche Mütter versuchen sich selber zu helfen. Eine vielbeschäftigte Innenarchitektin sagte: „Ich schicke meine Kinder nicht mehr in den Kindergarten. Wir haben es mit allen dreien versucht, aber spätestens nach einer Woche streikten sie. Nun spielen sie meist in einer Ecke meines Arbeitszimmers. Als ihr Verhalten mir Fragen aufgab, die ich selbst nicht zu beantworten wußte, habe ich mir Bücher über Pädagogik und Psychologie angeschafft, und dabei sind mir einige Lichter aufgegangen.“

Inzwischen hat sie Erfahrungen gesammelt: „Je weniger ich meine Kinder zu reglementieren versuche, desto selbständiger und phantasievoller beschäftigen sie sich. Kürzlich las ich, daß kleine Kinder ein gewisses Chaos brauchen. Das leuchtete mir ein. Auch die künstlerischen Impulse entstehen ja nicht aus der peinlichen Ordnung, und immerhin sind Kinder nahe Verwandte der Künstler.“

Jedoch — für viele Mütter bleibt der Kindergarten eine Notwendigkeit. Selbst wenn es uns gelänge, den Familien vorschulpflichtiger Kinder, die in finanziellen Schwierigkeiten sind, zu helfen, bliebe der Kindergarten doch für Notfälle verschiedenster Art immer der einzig mögliche Ausweg. Aus dieser gegenwärtigen Situation ergeben sich drei Forderungen. Wir brauchen: Kindergärten mit kleinen, familienähnlichen Gruppen;

eine qualifiziertere Ausbildung der Kindergärtnerinnen, die sie befähigt, den Gefahren der Gruppenziehung wirksam begegnen zu können; Elternschulen auf breiter Basis.

Unsere Gesellschaft, die sich um diese Aufgaben hartnäckig drückt, leidet an einer gefährlichen Kurzsichtigkeit. Darum lebt sie im Hinblick auf ihre pädagogischen Pflichten von der Hand in den Mund. Auf dem Gebiet der Erziehung sind die Erfolge nicht mit Händen greifbar. Oft stellt sich erst nach Jahrzehnten heraus, was man angerichtet hat.

Nie endende Seligkeit statt LSD

Hippies werden Vegetarier und meiden illegalen Sex

Ich bin der Eiermann, sie sind die Eiermänner — ich bin das Walroß“, singen die Beatles im Refrain auf der Rückseite ihrer neuen Single-Platte „Hello, good bye“. Und sie beschreiben das Walroß-Erlebnis: „Ein einfacher Pinguin, singend Hare Krishna, Mann, du hättest sie sehen sollen, wie sie Edgar Allen Poe traten.“

„I am a walrus“ — diesen Song legt nun die „International Society for Krishna Consciousness“ als ihren großen Erfolg aus.

Ich hatte an eine New Yorker Schallplattenfirma geschrieben; sie sollte mir Timothy Learys neue LSD-Platte senden. Sie schickte etwas anderes, einen Brief der „Krishna Consciousness“, Magazine, Zeitungsausschnitte und andere Platten. Und Brahmanda Das Brahmachary alias Bruce Sharf begründete: „Hier in Amerika ist LSD nun ersetzt worden durch das mystische Mantra von Hare Krishna. Diese transzendente Sound-Meditation bringt, was LSD nicht schafft — nie endende Seligkeit.“

Swami A. C. Bhaktivedanta ist der Chef der LSD-Stürzer. Er ist 1922 in Indien als Prophet ausgebildet worden und kam 1966 in die USA. Dort kredenzte er die LSD-Ersatz-Hymne, den „Kirtan“, ein Sechzehn-Worte-Lied: „Hare Krishna, Hare Krishna, Hare Krishna, Hare, Hare, Hare, Rama, Hare Rama, Rama, Rama, Hare, Hare.“

Von dieser Hymne an den großen Gott „Krishna“, den man durch die Energie des „Hare“ erreiche, kündet der Prophet: „Der ‚Kirtan‘ ist so natürlich wie der Schrei eines Kindes nach seiner Mutter. Er ist eine Meditation des Körpers und des Geistes durch die Sinne. Man fühlt die Gegenwart Gottes und schreit nach ihm.“

Denn dann erst, so begeistert sich Bruce Sharf, erkannten wir, daß wir Sklaven sind: „Jedermanns Bewußtsein ist unmittelbar gereinigt durch dieses Singen, so daß wir uns selbst nicht länger mit unserem Körper identifizieren, und unsere ewige Geist-Seele ist unmittelbar enthüllt. Wir können dann erst verstehen, daß wir die Sklaven unseres höchsten Herrn sind.“ Die Reaktion der Beatles auf das Sklaven-Erlebnis ist: „Ich bin ein Walroß.“

Indes — die Hare-Krishna-Hymne ist nur Hilfe auf dem Weg zum „Transzendentalen (Walroß-)Erlebnis“. Sie zaubert Wunder, so wenigstens sagt es Brahmanda Das Brahmachary im fehlerlos getippten Public-Relation-Brief. Denn hier vollziehe sich die „Revolution“, die bereits von dem großen indischen heiligen Lord Chaitanya (1487 bis 1535) beispielhaft vorgelebt worden sei. In New York, San Francisco, Santa Fé, Boston, Montreal und demnächst auch in London und Amsterdam entstünden Singe-Tempel.

Treffpunkt für Spießer vielleicht — wenigstens sind die Resultate der Krishna-Priester zumindest einer Gruppe junger Deutscher willkommen, den Moralaposteln von „Sing out Deutschland“. Brahmanda triumphiert in seiner Briefbotschaft: „Warum tun all das die Amerikaner? Weil Krishna Consciousness und die besondere Weiterentwicklung im Singen des Hare Krishna den verzücktesten Zustand des Bewußtseins bringt, den ein Mensch erreichen kann: Liebe der Gottheit. Jungen Hippies und College-Studenten gibt Swami Bhaktivedanta so Verzeckendes, daß sie nicht nur aufhören, LSD und Marihuana zu nehmen, sondern auch Kaffee, Tee und Zigaretten nicht mehr brauchen. Sie werden strikte Vegetarier und meiden allen sexuellen Verkehr außerhalb der Ehe.“

Rolf-Ulrich Kaiser



Logelei

Von Zweistein

Vier Spielkarten liegen in einer Reihe nebeneinander. Der König liegt näher bei der Dame als der Bube beim König. Der König liegt näher bei der Sieben als die Dame beim König. Die Herz-Karte liegt näher bei der Karo-Karte als die Treff-Karte bei der Herz-Karte. Die Herz-Karte liegt näher bei der Pik-Karte als die Karo-Karte beim Herz. Links neben dem Buben liegt Pik. Welche Karten liegen in welcher Reihenfolge nebeneinander? (Auflösung in der nächsten Ausgabe.)

☆

Lösung der vorigen Logelei:

Karl hatte Walter, Fritz und Erich gewählt. Pauls Wahl fiel auf Karl, Fritz und Erich. Walter wählte Karl, Paul und Erich. Fritz und Erich wählten die gleichen Brüder, nämlich Karl, Paul und Walter.

Da man nicht sein eigener Bruder ist, konnte niemand sich selbst wählen, folglich mußte der von Paul gewählte Junge, den Fritz nicht gewählt hat, Fritz sein.

Max Frisch

Biografie · Ein Spiel

112 Seiten. Engl. Broschur. DM 11,-

Nach dem Urteil vieler deutscher Intendanten ist »Biografie« Max Frischs bedeutendstes Schauspiel. Es geht um die Frage, ob in einem Leben, einer Biografie, alle Möglichkeiten eines Menschen enthalten sind. Was wäre, wenn... Was ändert sich, wenn auch nur eine der vielen Entscheidungen eines Lebens anders gefällt würde? Ändert sich etwas?

Neuerscheinung bei

Suhrkamp